Hexen- und Gespenstergeschichten aus dem alten Basel

Autor(en): Franz Hui
Quelle: Basler Jahrbuch
Jahr: 1935

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/27e7f270-561c-4446-a202-d9b6c46325e0>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Hexen- und Gespenstergeschichten aus dem alten Basel.

Von Franz Hui.

Der Aberglaube der Menschen ist so alt wie die Menschheit selbst. Schon lange bevor das Christentum bei uns Fuß faßte, glaubte man an Zauberer und Hexen. Verfolgungen von Hexen waren schon in der Zeit der Heiden üblich. Das Christentum war dem Schicksal der Hexen und Zauberer sogar eher günstig gesinnt, indem es ihre Verfolgung und Verbrennung direkt untersagte und sich lediglich damit begnügte, sie aus der Gemeinschaft der Christen auszustoßen. Bis zum 13. Jahrhundert hatte übrigens der Hexenaberglaube einen mehr harmlosen Charakter, und deshalb tritt ihm die Kirche auch nicht mit blutiger Grausamkeit entgegen. Erst ungefähr seit dem 13. Jahrhundert wird den Zauberern und „Hexen“ vorgehalten, daß sie nicht nur Menschen, Tiere und Kulturen zu schädigen, Liebestränke zu bereiten, Wetter zu machen und Luftfahrten zu unternehmen verstünden, sondern auch, daß sie infolge ihrer Künste im Bunde mit dem Teufel stünden und daher zu den Ketzern zu rechnen seien. Von dieser Zeit an lodern die Scheiterhaufen in der christlichen Welt empor und beginnen die Schrecknisse, Anmenslichkeiten und Ungerechtigkeiten, an die man bei dem Begriff „Hexenverfolgungen“ denken muß.

In Basel ist es in Bezug auf die Zeit vor dem 15. Jahrhundert nicht ganz leicht, die Grade des Aberglaubens festzustellen, dem die Stadt- und Landbevölkerung verfallen war.

Was die schriftlichen Überlieferungen und Verurkundungen betrifft, so gilt, wie ja für manches andere, auch für dieses Gebiet der Kultur- und Sittengeschichte das große Erdbeben von 1356 gewissermaßen als Trennungsstrich. Die Chroniken und historischen Spezialuntersuchungen beginnen hierüber erst zu Ende des 14. und besonders vom Beginn des 15. Jahrhunderts an lebendiger und gesprächiger zu werden. Vereinzelt aus dem dunklen Triebleben abergläubischer Gesinnung dringt zwar auch schon aus früherer Zeit hervor und zeigt deutlich, in welchem starkem Grade man auch in Basel dem Hexen- und Gespensteraberglauben verfallen war. Man weiß beispielsweise zu berichten, daß in unserer Stadt um die Wende des 14. und 15. Jahrhunderts lebhaft sogen. Alraunen gegraben wurden, jene seltenen Pflanzen, die aus den Haaren unschuldig hingefichteter gewachsen sein sollen. Eine Gerda Bleicherin, die zu den sogen. Artzetinen gehörte, den Frauen, denen damals die Heilkunst in Basel gestattet war, wurde beschuldigt, mancherlei „argwönig Zauberey“ bei sich getragen zu haben, Wolfsaugen, Eisenkraut, wüste Tüchlein, Nadeln, argwönig Silber und Gold, womit Eisenkraut gegraben wird. Andere sollen gepulverte Alraunen in die Speisen gestreut haben, so zum Beispiel eine Basler Apothekersfrau, die dies gleichzeitig in hexenhafter Absicht getan haben soll. Gredennelin, Heumanns Weib von Leimen, wurde beschuldigt, Frösche oder Kröten in einen löcherichten Hasen getan und diesen in einen Almeisenhaufen gesetzt zu haben, und es ging die gemeine Rede, daß sie Zauberei damit und auch mit Alraunen sowie Segenen treibe und auch mit „Karatteren“ (Charakteren), die auf einem Täfelein standen. Man erzählte von ihr, daß sie sich auf ihr Dach kreuzweis gelegt habe und ein Büchlein vor sich hatte, darin viel Teufel schwarz, rot und blau gemalt standen und bei jedem Teufel ein Segen, mit dem sie ihn beschwor, und daß davon dann eines Tages ein großer Hagel niedergefallen sei.

Eine berühmte Anholdin lebte im Jahre 1423 in der

Gegend des Niederhauensteins. Man erzählt von ihr, daß sie allezeit auf einem Wolf herumritt, indem sie des Wolfes Schwanz statt eines Zaumes in der Hand hielt und dadurch die Landleute auf ihrem Heimweg erschreckte. Diese Frau ist dann später als Heze zum Tod verurtheilt worden.

Der Uberglaube der Basler fiel auch schon Aeneas Silvius auf. Er berichtet in seinen Ausführungen über die Sitten der Basler im 15. Jahrhundert, die Firsten der Häuser in Basel seien mit Storchennestern gedeckt gewesen, und man habe diese Vögel frei hin und her gehen lassen, denn, so sagten die Basler, die Störche werfen Feuer auf die Häuser, wo man ihnen die Jungen wegnimmt.

Das 15. Jahrhundert war eine Zeit innerer und äußerer Gährung. Ein geistiges und materielles Vorwärtsdringen machte sich allenthalben bemerkbar. Damit verbunden waren neue Triebe und Bedürfnisse, aber auch deren Auswüchse zu roher Unbändigkeit und wilder Genußsucht. Eine Erscheinung wie die des Zürcher Bürgermeisters Hans Waldmann bezeugt dies am besten: auf der einen Seite ein genialer politischer und militärischer Geist und auf der andern Seite eine der unbändigsten Kraft- und Barmhartsier-Naturen aller Zeiten. Allenthalben in Kreisen höherstehender, einsichtiger Menschen und vor allem der schriftstellerisch Tätigen erschollen laute Klagen über das Schwinden der guten alten Zucht und Sitte. Das Wort Walter von der Vogelweides schien sich wie noch selten zu bewahrheiten: „Die Welt ist außen schöne, weiß, grüne und rot — und innen schwarzer Farbe und finster wie der Tod“. Ungesehene und hochgebildete Leute kehrten sich von diesem Leben ab, das ihnen gar zu sündig erschien, und nahmen den Weg ins Kloster, wie etwa der fromme Heynlin in Basel, der, ehe er in die Kartause ging, den Ausspruch tat: „Die ganze Welt verharrt in Sünden und ein Narr ist, wer da hofft, in ihr Frieden zu verlangen. Wer Ruhe will, verlasse das stürmische Meer dieser Welt und steige auf den Berg, nach dem wir uns sehnen, den Berg der wahren und ewigen Ruhe, das Himmelreich.“

Die Folgen der allgemeinen Verrohung war unter anderm, daß auch die Gerichte diesen Ton annahmen, um damit, wie sie fälschlicherweise glaubten, der allgemeinen Entartung entgegenzutreten zu können. Die Roheit und Grausamkeit der damaligen Justiz ist bekannt. Ihre Strenge wird speziell für Basel auch wieder von Aeneas Silvius bezeugt. So berichtet er u. a.: „Die Basler sind scharf und streng und sie lieben die Gerechtigkeit also, daß weder Geld noch Bitten, noch Verwandte und Freunde noch Macht und Ansehen von einer verdienten Strafe lossprechen. Alle Übertretungen werden gestraft und die Verwiesenen haben keine Hoffnung zur Begnadigung, es sei denn, daß die Missethat gering und sie zufälligerweise mit einem Cardinal in die Stadt zu kommen Gelegenheit haben.

Sonst sind die Strafen höchst grausam:

Einige, nachdem ihnen am Rade die Knochen gebrochen wurden, starben erst am Galgen. Andre wurden in dem Rhein ertränkt oder verbrannt oder lebendig verstümmelt, andre endlich wurden mit so wenig Brot und Wasser zwischen Mauern behalten, daß sie vor Hunger und Durst den Geist aufgaben.

Die Folter ist bei ihnen schrecklicher als der Tod, doch finden sich Leute, die alles lieber leiden als daß sie die verübte oder beschuldigte That bekennen.“

Der Irrtum bestand darin, daß man glaubte, je grausamer der Scharfrichter zu Werke gehe, umso weniger könne das Verbrechen aufkommen. Aber es ist klar, daß Roheit der Erziehungsmittel kein Mittel der Erziehung bilden kann. Im Zusammenhang damit stand der allgemeine Mangel an Bildung beim Volke; Bücher zum Beispiel lasen damals eigentlich nur die Gelehrten. Die Denkweise des Volkes war eine primitiv-naive, und auf dieser Grundlage entwickelten sich eben auch die schönsten Blüten des Aberglaubens. Daß ein solches Volk nun auch durch eine große Anzahl von großen Epidemien, Seuchen aller Art, (vor allem die Pesti) und Naturkatastrophen, die man sich nicht erklären konnte, erregt und verängstigt werden mußte, ist klar, besonders wenn man bedenkt, daß die damalige

einseitige Verstrickung in der Macht religiöser Anschauungen und Dogmen einen Höhepunkt erreicht hatte und das Ihrige zur Verstärkung des Aberglaubens tun mußte. Selbst höhergestellte Personen ließen sich von der Krankheit des Volks- aberglaubens anstecken: als man dem Rat der Stadt Basel einst berichtete, daß ein Hahn ein Ei gelegt habe, glaubte er dieses bestürzt und verurteilte den Hahn zum Tode und ließ ihn durch den Henker unter allen für hinzurichtende Menschen üblichen Formalitäten als regelrechten Delinquenten hinrichten. Als im Jahre 1439 eine ehrsame Frau mit Namen Beringerin einst von Sinnen kam und um Mitternacht auf das Dach ihres Hauses stieg und von dort hinunter auf die Gasse sprang, wo sie zu Tode fiel, wurde sie, trotzdem sie eigentlich eine Selbstmörderin war, kirchlich zu St. Leonhard begraben. Und alsobald brach eine Reihe von schweren Regentagen über die Stadt herein, die großen Schaden anrichteten. Da glaubte man nun, der Regen komme daher, weil diese Frau in geweihter Erde begraben worden sei. Der Rat der Stadt ließ sie am fünften Tag nach der Beerdigung wieder ausgraben und in den Rhein werfen.

Sehr häufig verband sich auch bei uns der Aberglaube mit Wahnvorstellungen rein religiöser Natur, religiösen Ideen und Visionen. Das Jahr 1447 weist eine mystische Erzählung dieser Art auf, wonach drei junge Töchter, unter denen die älteste sieben Jahre zählte, einige Zeit nach der Abreise von Papst Felix V. am Fronleichnamsfest sich vor der Vesperzeit ins Münster schlichen und hier auf den Fronaltar stiegen, das Sakrament aus der Monstranz nahmen und es unter sich in drei Teile teilten. Am Rand der betreffenden Handschrift wurde dann etwa hundert Jahre später hingeschrieben: „Wahrlich, wahrlich, eine Prophezeiung von den drei Gemeinden christlicher Religion . . .“

Ein noch seltsamerer Fall wird aus den Kreisen des Basler Konzils mitgeteilt. Einige Teilnehmer des Konzils, würdige Väter, gingen vor die Stadt hinaus und spazierten „lusthalben“

in einem Wäldlein auf dem Bruderholz, indem sie sich über verschiedene streitige Punkte besprachen. Da hörten sie plötzlich ein Vöglein, das so lieblich sang wie eine Nachtigall. Die Herren verwunderten sich über die Stimme des Vogels und fingen an zu zweifeln, was es für ein Vogel wäre. Da sie zu dem Baum kamen, worauf er saß, beriethen sie untereinander, wie sie ihn beschwören könnten. Und als einer unter ihnen, welcher der Herzhafteste sein wollte, ihn mit den Worten anredete: „Ich beschwöre dich im Namen des Herrn, zeige uns an, wer du bist“, da antwortete der Vogel: „Ich bin ein verlorener und verdamnter Geist und warte auf den jüngsten Tag, da mein Leiden kein Ende nehmen wird“. Hierauf flog er fort und sprach noch: „O ewig, ewig, wie ist das eine so lange Zeit!“ Da erschrafen die Väter so heftig, daß sie krank wurden und bald darauf starben. Diese Geschichte ist von Peter Dohs mitgeteilt worden, der in einer Randglosse beifügt: „Schade für die Erfinder, daß keine Grabschrift einige Erwähnung davon tut.“ — Vielleicht ist es nicht ausgeschlossen, daß diese Vision auf krankhafter Basis beruhte, wissen wir doch, daß während des Basler Konzils eine der heftigsten Pest-Epidemien wütete.

Aber Basel hat noch eine andere alte Legende, die etwas später, nämlich zu Beginn des 16. Jahrhunderts aufgetaucht ist und die sich ausnimmt wie eine der spannendsten Erzählungen aus Tausend und einer Nacht, eine Erzählung, die wie aus dem Bereich von Aladin und seiner Wunderlampe und dem geheimnisvollen Berg Sesam anmutet. Das Städtlein Augst, jene alte römische Ansiedelung, deren Ausgrabungen bis in die heutige Zeit die gebildete Bevölkerung interessieren, stand von alters her nicht nur in engstem wirtschaftlichen und politischen Zusammenhang mit der Stadt Basel, sondern hatte auch damals schon ein Geheimnis, das mit eben denselben alten Ausgrabungen im Zusammenhang stand. Namentlich sprach man viel von einer alten Höhle, der sogen. Augster Höhle, in der ein Schatz vergraben sein sollte, und in der auch noch andere geheimnisvolle Dinge anzutreffen seien. Im Jahre

1520 setzte sich nun ein einfacher Basler Bürger, ein einfältiger Schmied, in den Kopf, die geheimnisvolle Lugster Höhle zu erforschen. Sein Wagnis endete aber mit Flucht, und der Mann konnte froh sein, lebendigen Leibes nach Hause gekommen zu sein. Er erzählte sein Erlebnis einer Gruppe von Männern und Frauen, die ihn mit offenen Mäulern und großen Augen umstanden, und seine Geschichte verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der Stadt Basel. Er erzählte nämlich, er sei in die Höhle von Lugst gekrochen und plötzlich vor einer großen eisernen Türe gestanden. Er habe diese Tür geöffnet und sei von Gewölbe zu Gewölbe geschritten. Da habe sich plötzlich ein herrlicher Garten vor ihm aufgetan, in dessen Mitte ein großer Palast stand. Und ein seltsam wunderbares Geschöpf sei ihm da begegnet, eine liebliche Jungfrau, die eine goldene Krone auf dem Haupt trug. Ihre untere Leibeshälfte sei aber diejenige einer abscheulichen Schlange gewesen. Und sie habe ihn bei der Hand genommen und ihn freundlich zu einer andern Eisentür geführt, die von zwei riesigen Hunden bewacht war. Und dann habe die Jungfrau eine große Riste geöffnet, die am Boden stand, und ihn daraus mit allerhand goldenen silbernen und kupfernen Münzen beschenkt. (Der Mann soll sogar im Stande gewesen sein, diese Münzen den Leuten, denen er sein Erlebnis erzählte, zu zeigen.) Darauf habe die Jungfrau zu ihm gesagt: „Siehe, ich stamme aus königlichem Geschlecht. Vor langer Zeit aber traf mich ein harter Fluch, und ich ward in diese Gestalt verwandelt, in welcher du mich hier siehst, halb Mensch, halb Schlange. Das einzige, das mich zu retten vermag, das sind drei Küsse eines reinen und keuschen Jünglings!“ So sprach die Jungfrau. Unser abenteuerlicher Schmied ließ sich das natürlich nicht zweimal sagen. Er habe die Schöne sogleich umarmt und mit den Küssen begonnen. Vermutlich aber erfüllte er die Erfordernisse der absoluten Reinheit und Keuschheit nicht ganz, denn er berichtete sehr betrübt, daß die Jungfrau schon nach dem zweiten Kuß sich „erschrecklich und grausam“ geberdet habe, sodasß er habe be-

fürchten müssen, sie würde ihn zerreißen. Daher sei er so rasch wie möglich entflohen. Er konnte aber das Abenteuer allem Anschein nach nicht vergessen, denn einige Zeit später trieb es ihn nochmals nach der Höhle, er fand aber ihren Eingang nicht mehr. Einige Jahre später drängte es noch einen andern Basler Bürger nach der geheimnisvollen Höhle. Auch er wollte die verzauberte Jungfrau durch das angenehme Entzauberungsmittel der drei Küsse erlösen. Er machte sich, so wird erzählt, heimlich auf und fand auch offenbar den Ort, aber was er sonst noch fand, war nichts als ein Häuflein Menschengebeine, und es wird berichtet, daß er voll Schrecken aus der Höhle entflohen und bald hierauf gestorben sei, weil er auf der Flucht gefallen war. Und nach einer alten Chronik wußte der Revisor zu Barfüßern zu erzählen, daß viele Schwarzkünstler und Teufelsbeschwörer diese Höhle aufgesucht hätten, um den Schatz zu suchen und zu heben — sie seien aber alle böß genarrt worden. Hundert Jahre später noch, nachdem der ehrsame Schmied sein Erlebnis mit der Jungfrau hatte, erregte eine andere seltsame Geschichte die Gemüter, eine Geschichte vom sogenannten Heidenloch in Augst. Da ward erzählt, daß ein armer Familienvater aus Hunger getrieben, in den Trümmern des alten Augusta Rauracorum einen fürchterlichen Hund bezwingen wollte, der dort unten vor einer eisernen Thür einen alten Schatz bewacht habe, mit der Absicht, diesen Schatz durch das Mittel der Zauberei zu heben, daß aber der arme Mann von einer Ohnmacht befallen worden sei und drei Tage später starb.

Schlimmer als dieser Aberglaube in Bezug auf Geister und übernatürliche Erscheinungen, die in ihrer legendären Art zum Teil recht reizvoll sein können, war natürlich der Aberglaube, der sich auf bestimmte Personen bezog und diesen allerlei Anheilbringendes anzudichten bestrebt war, nur weil sie absonderlich oder anders als andere waren. Der böse Geist ging um. Was nicht normal und alltäglich erschien, wurde als vom „Teufel“ kommend bezeichnet und hatte den Teufel im Leib oder mindestens freundschaftliche Beziehungen zu ihm.

So steigerte sich der Aberglaube allmählich zum Hexenglauben. Schon seit dem 15. Jahrhundert fröhnte man ihm in Basel in bedenklich zunehmendem Maße. Frauen, die durch ein absonderliches Wesen oder nicht „normal“ erscheinendes Verhalten als mit dem „bösen Geist“ im Bunde vermutet wurden, waren Hexen und unterlagen der für sie bestimmten Gerichtsbarkeit. Ihr Kardinalgesetz für Deutschland war der „Hexenhammer“, jenes schrecklichste aller Kriminalgesetze, das von zwei Dominikanermönchen im Jahre 1487 verfaßt wurde und sich hierauf rasch über die Länder deutscher Sprache verbreitete. Und es blieb der Stadt Basel die traurige Ehre vorbehalten, in seinen Mauern dieses Werk entstehen zu sehen. Seine beiden Verfasser waren die Basler Dominikanermönche Heinrich Institor (Krämer) und Jakob Sprenger, ein geborener Basler, die beide auf Grund einer Bulle des Papstes Innozenz VIII. die Berechtigung erhielten, den ganzen schwarzen Aberglauben zum Gesetz zu erheben und damit den Hexenverfolgungen und Hexenverbrennungen Tür und Tor zu öffnen. Sie stellten ihrem Schauerwerk, dem „malleus maleficarum“, den Grundsatz als Leitmotiv obenan: „Haeresis est maxima opera maleficarum non credere“ und schufen damit das kategorische Verbot, an Hexen nicht zu glauben. Das Gesetz geht in seiner allgemeinen Einstellung von der durch die Kirche geschaffenen verächtlichen Einschätzung der Frauen aus: „Was ist denn auch das Weib anderes als eine Vernichtung der Freundschaft, eine unentfliehbare Strafe, ein notwendiges Übel, eine natürliche Versuchung, ein begehrenswertes Unheil, eine häusliche Gefahr, ein reizvoller Schädling, ein Naturübel mit schöner Farbe bestrichen? Ist es also Sünde, es zu entlassen, so ist es eine Dual, es zu behalten. Entweder begehen wir Ehebruch, wenn wir sie entlassen, oder wir haben täglich Kampf. Was ihren Verstand betrifft, scheinen die Frauen einer andern Art anzugehören als die Männer. Der Grund ist ein natürlicher: Das Weib ist mehr auf das Fleischliche gerichtet als der Mann. Das geht aus vielen weiblichen Unzuchtshand-

lungen hervor. Dieser Fehler zeigt sich schon bei der Bildung des ersten Weibes, das aus einer krummen Rippe gebildet wurde (1). Alle Übel kommen beim Weibe durch die fleischliche Begierde“.

Was solchen Wesen blühte, kann man sich denken, auch wenn man das Gesetz nicht näher kennt. Tausende von unschuldigen Frauen, die alle die Folter und den Tod erleiden mußten — denn wenn sie gestanden, wurden sie getötet, und wenn sie nicht gestanden, starben sie zumeist auf der Folter — haben diese beiden Dominikanermönche und ihr blutrünstiges „Gesetz“ auf dem Gewissen.

In Basel sind die ältesten Rechtsquellen für die Hexenprozesse dunkel. Feststeht, daß zum erstenmal im Jahre 1444 eine „Hexe“ durch den Rat auf den Scheiterhaufen geschickt wurde. Weitere Exekutionen folgten in den Jahren 1450, 1481, 1482, 1483, 1487, 1490, 1492, 1495 usw., darunter die meisten im Amt Waldenburg und Farnsburg. Man kann bei uns eine Zeit lang mit Recht geradezu von Massenprozessen reden. Am meisten Auskunft über die Basler Hexenprozesse gibt das alte Basler Leistungsbuch in der Zeit von 1390 bis 1473. Auffallend ist, daß sich im 14. und 15. Jahrhundert die „Hexen“, über welche man in Basel urteilte, vorzugsweise aus den ersten Kreisen der Gesellschaft rekrutierten. Auffallend ist fernerhin, daß man in dieser Zeit merkwürdig vorsichtig mit den Hexen umging. Das Rechtsübel, das ihnen auferlegt wurde, bestand vorzugsweise in kürzerer oder längerer „Leistung“ d. h. Verweisung aus der Stadt, vor die Stadtgrenzen. So war im Jahre 1407 eine Frau Ursel, Herrn Arnold v. Bärenfels eheliche Frau, wegen „Zauberey und Klütterie“ angeklagt. Sie mußte „ewiglich drei Meilen vor der Stadt leisten“. Im gleichen Jahr trug sich eine mysteriöse größere Sache zu, der Prozeß der Adelsheid von Hohenfels, der Gattin des Grafen Hans Ulrich von Pfirdt. In diesen Prozeß waren eine Reihe von Edelleuten und Edeldamen verwickelt. Man will oft gesehen haben, wie diese Adelsheid von Hohenfels in tiefer Nacht

in einem Büchlein betete und gehört haben, wie sie Beschwörungen ausrief. Man wollte u. a. auch wissen, daß sie in verdächtiger Weise vor dem Essen Fische gesotten habe. Der Verdacht steigerte sich schließlich bis zur Anklage des Gattenmordes. Man behauptete, sie habe ihren ersten und ihren zweiten Gemahl und auch ihren Schwager umgebracht. Und da alle diese Männer von schrecklichen Leiden befallen wurden und langsam hinsiechten, wurde Adelheid wegen Zauberei und Mord vor Gericht gestellt. Der Mord scheint nicht genügend beweisbar gewesen zu sein, doch wurde sie wegen Zauberei verurteilt und auf ewig aus der Stadt verwiesen. . . ein Urteil, dessen Milde schon im nächsten Jahrhundert nicht mehr möglich gewesen wäre.

Ein gleiches Urteil betraf Ennelin Hüglins Weib aus Laufen und ein anderes ähnliches die Anastasia Stralenberger, Rünzlin Stammers Gattin, die angeklagt war, ihren Mann krank gemacht und Herrn Gunter von Eptingen „versegnet“ zu haben. Sie wurde auf ewig zehn Meilen vor der Stadt verwiesen. Weitere Urteile aus dieser Zeit nennen die Namen Rese Ackermann, Anna zem Blumen und Clara Tremlin. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, also zur Zeit unseres Lugster Höhlenromans, erfolgten fünf schwere Prozesse. Im Jahr 1532 wird von der Hinrichtung einer Agnes Sallate, einer Isa Lichtermutt und einer Dilge Glaserin von Pfeffingen berichtet. 1546 ward eine Elsy Stäle von Büsserach gerichtet und 1550 eine Adelheid Selin von Freiburg i. Ae. ertränkt. Auffallend ist nunmehr die große Strenge, die sich im 16. Jahrhundert im Gegensatz zum vorhergehenden geltend macht. Am 14. Juli 1550 wurde in Basel ein besonderes Gesetz erlassen, wonach alle „Wahrsager und Teufelsbeschwörer“ zu strafen seien; die so um ihr verlorenes und gestohlenen Gut bei ihnen Rat suchen, die so mit Segen, Gürtlen, den thuchenden Massen (?) und mit dergleichen Zauberwerk umgehen, und ihrer selbst oder ihres Viehes Gesundheit nachlaufen, und sich nicht mit natürlichen Dingen (Heilmitteln) begnügen lassen, die

Gott der Allmächtig, den Leuten und dem Vieh zu gutem erschaffen hat. Neben diesem, eine bestimmte Kategorie von „Zauberey“ treibenden Menschen betreffenden Gesetz gingen natürlich nach wie vor die Verfolgungen der schon von früher her als Hexen und Zauberer bezeichneten Leute in unverminderter Strenge weiter. Eine gewichtige Persönlichkeit bei allen Hexenprozessen war der Hexenmeister. Dieser Mann, in Basel war's der angesehene und gefürchtete Meister Furnfelt, hatte wichtige Funktionen als Kenner und Sachverständiger besonders beim Verhör und bei der Folter. Daß gerade in Hexenprozessen die Folter in ausgiebigstem Maße angewandt wurde, ist ja bekannt. Für Basel ergibt sich aus gewissen Ratsprotokollen, wenn auch nicht direkt für Hexenprozesse, so doch für andere peinliche Verfahren die Bedeutung und Anwendung dieses Gedächtniszwanges. Auch in Basel galten mehrere Grade der Folter, doch soll es, wie ein Entscheid aus dem Jahr 1691 besagt, nicht üblich gewesen sein, daß ein Delinquent mehr als einmal im Tag gefoltert werden dürfe. Ein Beweis für die Gewissenhaftigkeit des Basler Rates war die Tatsache, daß Meister Furnfelt, so angesehen er als Rönner und Kenner war, eines Tages verbannt wurde, als er einmal eine Hexe unbegründeterweise denunzierte. An seiner Stelle amtete alsdann vom Jahr 1487 an Hans Trittherrfür.

So war man denn also auch bei uns während zwei Jahrhunderten von der Notwendigkeit der Hexenverfolgung überzeugt und machte man mancher „Hexe“ auf abscheulichste Weise den Garaus. Andererseits darf mit Befriedigung festgestellt werden, daß gerade in Basel am frühesten die Vernunft siegte und man am frühesten mit den Folterungen und Verbrennungen der Hexen aufhörte. Man schreibt diese Vernunft vor allem dem Einfluß der Universität zu, was sich denn auch unter anderm aus folgendem Beispiel ergibt: Ein Bürger namens Adelbert Meyer aus dem bekannten und verdienstlichen Geschlecht der Meyer zum Pfeil war angeklagt, sich im Besitze zauberischer Gegenstände zu befinden und also ein sogen.

Schwarzkünstler zu sein. Da holte das Gericht ein Gutachten der theologischen Fakultät der Basler Universität ein, welches zum Schlusse kam, der Angeklagte sei zwar tatsächlich ein Schwarzkünstler und habe daher eigentlich den Tod verdient, weil nun aber „derartige Verbrechen“ hiervon in der Stadt Basel milder geahndet worden seien“, so möge auch mit diesem Übeltäter milder verfahren werden. Das Urtheil lautete auf Bann, Geldbuße und Gefängnis.

Im Jahre 1651 wurde die Obrigkeit der Stadt Bern von der Frage gequält, wo die Grenzen der Hexerei zu liegen hätten. In seiner Bedrängnis schrieb Bern an die Basler Universität, ob man es als Hexerei betrachten müsse, wenn zwei Personen sich am helllichten Tage über das Laster der Hexerei und dessen Aktionen unterhielten, oder wenn jemand satanische Zeichen mit eingelegerter Nadel ohne Empfindung und Blutgebung an sich trage, bei Männern zum Beispiel an den Lippen, auf den Augenbrauen oder auf den Achseln und bei den Frauen unter denselben. Die Universität Basel studierte diese Anfrage sehr gewissenhaft und verteilte die Antwort an die juristische und an die medizinische Fakultät. Die Juristen kamen zum Schluß, daß keine Hexerei vorliege, wenn Leute sich am helllichten Tage über Hexerei unterhielten, falls nicht gleichzeitig ein Geständnis vorliege, indem eine dieser Personen erkläre, daß sie Gott oder die heilige Taufe abgesagt habe und sich mit dem bösen Geist vermische, und die medizinische Fakultät kam ebenfalls zum Schluß, daß keine Hexerei vorliege, da das Ausbleiben von Schmerz und Blut bei Nadelstichen auch bei den frömmsten Menschen vorkommen könne. — So trug also die Basler Universität hier dazu bei, ihre damals noch etwas stärker im Hexenglauben verstrickten Berner Landsleute zur Vernunft zu bringen.

Immerhin ward auch bei uns der Hexenglauben auch noch im 17. Jahrhundert neuerdings gesetzlich normiert. Im revidierten Kriminalgesetze vom 26. April 1637, das unter anderm von Gotteslästerung, Meineid, Eidbruch, Doppelverpfändung,

Zauberei und Aberglauben handelt, findet sich folgender Passus: „Sintemalen auch durch die teuflische Zauberey Wahrsagererey Beschweerung Versegnung und dergleichen verbotene abergläubische Dinge, deren sich etliche mit Characteren, sich vor hawen und stechen oder mit der bekannten Passawischen Kunst für schießen vest hart und versicheret zu machen, gebrauchen, die Heilige Majestät Gottes zum höchsten beleidiget, der Namen desselben mißbraucht und verlästeret, auch an Statt Gottes der leidige Satan gleichsam angebätet, Rathß gefragt und mehr auf ihn als auf Gott den Herrn gebawet wirdt, so gebieten wir hiemit ernstlich, daß sich männiglich solcher Sagen Wahrsagens Zaubereys Beschweereys und anderer verbottener unnatürlicher Künsten und Sachen gänzlichen entziehe und deren niemandes sich gebrauche. Dann wir beständig entschlossen, die dießfalls fehlbar befundenen vermög göttlicher Befehls an Leib Ehr Haab und Gut, ja auch am Leben je nach Gestalt und Befinden ihres Uebertretens ohne Gnad abstrafen zu lassen.“ Desgleichen, fährt die Bestimmung fort, sollen alle, welche solchen Wahrsagern und Teufelsbeschwörern nachlaufen oder dieselben um Rat fragen, als faule, nichtswürdige Glieder aus der christlichen Kirche und Gemeinde ausgeschlossen und, im Falle Mangels an Besserungswillen mit mehrerern härteren Strafen „entweders dem Thurn oder Gelt“ belegt werden. Und noch im Jahr 1719 konnte gemäß der Stadtgerichtsordnung vom 5. Juni dieses Jahres unter dem Titel „Erbseinsatzung“ ein Kind, welches mit „Zauberey umginge,“ durch die Eltern enterbt werden. Immerhin schon aus dem Wortlaut des oben zitierten Kriminalgesetzes muß geschlossen werden, daß die Zauberei und das Hexenwesen zwar im Prinzip streng verfolgt wurde, daß aber hinsichtlich der Verurteilung dem Richter ein weiterer Spielraum gewährt wurde, als dies bisher der Fall war. Namentlich erscheint hier die Todesstrafe nur noch für ganz schwere Fälle vorbehalten. Tatsache ist nun auch, daß währen des ganzen 17. Jahrhunderts in Basel nur noch eine Hinrichtung erfolgte, nämlich

im Jahre 1620, trotzdem sich andererseits eine recht große Zahl von Hexenprozessen vor den Gerichten abspielte.

Wurde nun also im 17. Jahrhundert die Justiz allmählich weiser, so wurden es doch nicht ohne weiteres auch die Menschen im allgemeinen. Bis ins 18. Jahrhundert reichen die uns überlieferten Geschichten, die den krassesten Aberglauben und besonders Hexen- und Gespensterglauben enthalten. War das 15. und 16. Jahrhundert reich an solchen Beweisen abergläubischer Gesinnung, so brachte der Beginn des 17. Jahrhunderts sogar eher noch eine Steigerung in dieser Beziehung. Man berücksichtige die zeitlichen Verhältnisse: Der dreißigjährige Krieg hatte begonnen, und seine Wogen umbrandeten auch unsre Schweiz und vor allem auch die Mauern unserer Stadt mit bedrohlichem Angestüm. Feuerung und allerlei schreckliche Krankheiten, vor allem wieder die Pest, die einmal sogar 161 Ehen in unserer Stadt zerstörte, hatten die Schrecklichkeiten der Zeit verdoppelt. Fremde Truppen umzingelten die Stadt, ließen sich in Rheinfeldern und Birsfeldern nieder und zogen ohne Erlaubnis beim Hooee vorüber. Räuber und Mörder lauerten auf die vorbeiziehenden Kaufleute; einmal fielen ihnen sogar vier angesehene Bürger unserer Stadt zum Opfer. Die Truppen der kaiserlichen Gegner erlaubten sich sogar, auf Basler Schiffe zu schießen und nahmen den Baslern das Vieh weg. Natürlich wehrten sich unsere Städter, so gut sie konnten; man schoß vom St. Johannis-Bollwerk mit langen Feldschlangen in die Schanze und durchbohrte, wie die Chronik nicht ohne humorvolle Wirkung erzählt, dabei einmal ein Faß Wein. Die wilden Scharen der Schweden setzten sich auf den Berg Chrischona und weiter hinunter in das Dorf Riehen, stahlen dort das Blei aus den Fenstern der Kirche und gossen Kugeln daraus. Als der große Krieg ungefähr seinen Höhepunkt erreicht hatte, brach in Basel wieder eine furchtbare Teuerung aus. Unter dem Riehener Thor wurden nicht weniger als 8000 Bettler abgeholt und in die Clendenherberge gebracht. Jedem Bürger war es untersagt, mehr als einen ganz kleinen

Vorrat an Frucht und Wein bei sich zu haben. Das Elend und die Not gingen so weit, daß man in der Umgebung der Stadt sogar Menschenleichen verzehrte, ja, es verlautet, daß zu Rirheim eine Mutter ihr eigenes Kind kochte und aß, und auch andere Eltern sollen in der Folge ihre Kinder geschlachtet haben. Was Wunder, wenn solche Zeiten es mit sich brachten, daß der Geist der Bevölkerung immer unruhiger wurde und man schließlich Dinge ahnte und sah, die in der Wirklichkeit gar nicht existierten. Um so mehr als sich in dieser Zeit auch Naturkatastrophen von nie dagewesener Art ereigneten, wie etwa der entsetzliche Sturm, der an einem Januartag des Jahres 1645 über Stadt und Land dahinfegte und beinahe sämtliche Dächer abriß, über ein Drittel aller Bäume umwarf und der Stadt einen Schaden von einer Million Gulden verursachte. In der Nacht des 14. März stand das Volk vor Entsetzen gelähmt beim Anblick eines feurigen Drachen, der mit einem „hellen und geschwinden Glanz“ unheilbrohend vorbeislog, und einige Tage später wurde auch das Licht des Tages den Menschen verhängnisvoll, denn man erblickte nicht nur die Sonne, sondern drei große Sonnen am Himmel, und nicht lange darauf setzte eine Kälte ein, derzufolge beinahe alles erfror. Was die Menschen betrifft, so findet ein Basler Chronist über ihr Wesen in dieser Zeit folgende Worte: „Neben dem die Bürgerschaft begeisternden Sinn für Univerſität und Schule, neben dem Wissensreichtum ihrer Gelehrten, neben den, bei Gelegenheit prunk- und harmlosen, in jugendlicher Lustbarkeit sich kundgebenden Freudengenüssen des Volkes herrschte mehr und mehr ein zu Gewalttätigkeiten ausgelassener, roh abenteuerlicher Geist, wilde Genußsucht, schamlose Lasterhaftigkeit und selbst auch bei den Gelehrten aller Fakultäten ein kindisch krasser Aberglauben . . .“ Der abenteuerlich unbändige, kriegerisch rohe Charakter vieler Bürger, überhaupt die leichte schrankenlose Ungebundenheit, drang selbst in die höchsten Familienkreise der Stadt. Man liest nicht selten, daß junge Söhne reichster und angesehenster Basler Familien sich vielfacher Gewalt-

tätigkeiten, Erpressungen und Räubereien schuldig machten. Was den Aberglauben betrifft, so erzählen die Chroniken eine auffallend große Zahl von Gespenster- und Hexengeschichten, die alle in der Zeit des 17. Jahrhunderts sich ereigneten. So wird erzählt, daß sich im Jahre 1643 ein Weib erhängt habe, und daß ihr Geist, mit dem Hemd bekleidet, auf dem Felde herumspringend, gesehen worden sei. Am 19. April 1648 traf der Sohn des Münster-Siegristen Andreas Zweibrücker, als er morgens früh geläutet hatte, im Heimgehen eine Kaze an. Er wollte sie wegzagen, da wehte ein warmer Wind ihn an, der von dem Tier ausging. Sein Körper begann zu schwellen, und kurz darauf starb er an einer Geschwulst am Halse. Auch einen veritablen Freischütz hatte Basel, an dem Karl Maria von Weber seine Freude gehabt hätte. Als einst in finsterner Mitternacht ein Posamenter aus Liesstal an einem Galgen vorbei ging, nahm er heimlich den Kopf eines Gehängten herunter in der Absicht, ihn beim Kugelgießen zu benutzen. Die Polizei kam dem unheimlichen Schützen jedoch auf die Spur und steckte ihn wegen „Veraubung des Hochgerichts“ ins Schellenhaus. — Ein Original besonderer Art war Frau Esther Wüst. Sie prophezeite aus der Hand und hatte im Keller eines Küfers Geister zitiert und sich mit ihnen unterhalten, um den Ort eines vergrabenen Schazes zu entdecken. Eines Tages schleppte man sie vor Gericht, sprach sie dann aber frei, nachdem das Urteil zweier Gelehrter namens Mergelin und Passavant erkannt hatte, daß es nichts Schlimmes sei, wenn man Geister ohne Segensprüche vertreibe und dies sogar zu vielfältigem Guten diene, sähen oder röchen doch manche Leute Geister und hätten doch meistens nicht den Mut, sie anzureden!

Etwas bedenklicher ist schon die Geschichte der Schwanenwirtin auf dem Leonhardsgraben, namens Dorothea Hänin. Dieser Frau erschien an einem hellen Sunitag der leibhaftige Teufel, natürlich in Mannsgestalt. Es war nicht verwunderlich, denn sie hatte ihn vorher beim Namen gerufen, weil sie glaubte,

der Teufel könne ihr am ehesten aus ihren finanziellen Schwierigkeiten helfen. Der Teufel kam und versprach ihr auch Geld. Er bestellte sie zu einer bestimmten Stunde an einen bestimmten Ort, um sein Versprechen zu erfüllen. Als sich Frau Hänin aber an das teuflische Rendezvous begeben wollte, kam die Polizei und nahm sie fest, führte sie ins Gefängnis und legte ihr sogar eiserne Fesseln an. Merkwürdigerweise vermochte der Teufel ihre Ketten nicht zu sprengen, was etliche skeptische Leute zu der Bemerkung veranlaßte, die Frau habe den Teufel lediglich infolge ihrer Liebe zum Alkohol gesehen. Leider ist uns nicht bekannt, wie dieser Prozeß ausging.

Allen Ernstes als wahr versichert wird auch die folgende Geschichte. Eine Magd in des Franz Werras Hause hinter der School (dem düsteren und von Mäusen und Ratten bevölkerten Basler Schlachthaus) hatte ein unheimliches Geisterabenteuer zu bestehen, von dessen Schrecken sie sich nur langsam erholte. Des öfteren war ihr schon ein Geist in weißer Gestalt erschienen, der ihr nun eines Tages befahl, ihm mit Pickel und Schaufel zu folgen. Sie gehorchte ihm, und er führte sie in einen Keller. Dort mußte sie auf seinen Befehl ein Loch graben. In diesem Loch fanden sich 14 Basler Schillinge und 4 Stück Menschengebeine. Und der Geist sprach zu ihr: „Du hast mir zu meiner Ruhe verholfen, ich werde dir fürderhin nicht mehr erscheinen, denn wisse, vor 45 Jahren ward an dieser Stelle ein Knabe von 18 Jahren in Stücke gehauen und begraben. Und bis zum heutigen Tag habe ich keine Ruhe gefunden . . .“ Und darauf schrie er dreimal und verschwand.

Unter den eigentlichen Hexenprozessen aus dieser Zeit dürfte vor allem der folgende interessiren. Eine Frau Sara Dietmann begegnete eines Tages einer alten Frau mit Namen Margaretha Böglin aus Riehen, die im Rufe stand, eine Hexe zu sein. Sara Dietmann war eine gutherzige Frau und gab der Böglin ein Almosen. Und allsogleich veränderte sich alles in ihr. Sie soll den Verstand verloren und ihn erst nach geraumer Zeit wiedergefunden haben. Und als nicht lange

Zeit darauf die in Riehen wohnende Frau Anna Sturm derselben Margarethe Böglin begegnete, da sprach die Böglin sie an und nahm ihr eines der Kinder vom Arm. Da flog der Anna Sturm plötzlich eine Elfter auf den Kopf und durchpickete ihr den Hut. Sie erschrak sehr und rief: „O Jesus Margret, 's goht nit rächt zue!“ und als sie ihr Kind wieder auf den Arm nahm, da war es lahm geworden und starb noch auf dem Heimweg in der Rheingasse. Die Böglin wurde in der Folge als Hexe angeklagt und zur Erlangung eines Geständnisses in Haft genommen und gefoltert. Da sie aber bald darauf erkrankte, tat man sie auf Grund eines Universitätsgutachtens in Spitalhaft, ohne daß bekannt geworden wäre, ob noch eine Verurteilung erfolgte oder nicht.

Außer diesem Fall sind im 17. Jahrhundert noch vierzehn eigentliche Hexenprozesse bekannt, aus denen wir folgende nennen: Im Jahr 1619 wurden mehrere Bürger der Stadt vor Gericht gestellt, da man sie des Zauberwerkes angeklagt hatte. Drei von ihnen wurden schuldig erklärt und erhielten Gefängnisstrafen, Geldbußen und Zusprüche des Bannes. — Im Jahr 1636 klagten zwei Weiber von Riehen einen Mann an und behaupteten, er sei ein Teufelsbeschwörer. Die Anklage scheint aber offenbar bedeutender gewesen zu sein als die Schuld des Angeklagten, denn es wurde ihm in der Folge nur angezeigt, daß er sich wieder einzustellen habe, wenn man seiner bedürfe. — 1638 wurde eine Bürgerin von einer andern eine Hexe gescholten, weil von der Zeit an, da sie einem Kinde Kuchen gegeben, dieses Kind angefangen habe, abzuwehren. Der Rat beauftragte hierauf die geistlichen und weltlichen Behörden, die Sache näher zu untersuchen. — Im Jahr 1639 fragte die Frau eines hiesigen Bleichers den Teufelsbeschwörer zu Nunningen um Rat wegen eines verlorenen Luches. Dieser Teufelsbeschwörer deutete auf einen hiesigen, der auch diese schöne Kunst könne. Die Frau bezahlte zehn Gulden Buße und wurde dem Banne zu einem Zuspruch überwiesen. — 1642 wurden zwei Weiber von Winterlingen und Maisprach des

Hexenwerkes verdächtig eingesezt. — Ein Friedlin Eger hatte im Jahre 1645 den Teufel beschworen und wurde hierauf aus Stadt und Land verwiesen. — 1664 machte man einer Anna Bürgin von Gelterkinden den Prozeß, und noch in den Jahren 1680, 1681, 1692 und 1696 standen Hexen auf Grund verschiedener Anklagen vor Gericht. Diese Prozesse endeten mit Dranger, Schellenwerk, Kirchenbuße oder Freisprechung. So nahm denn die Strenge gegen das Hexenwesen allmählich immer mehr ab. Damit aber leider immer noch nicht auch der Uberglaube selbst. Er reichte in seiner krasssten Form bis weit ins 18. Jahrhundert hinein, wie vor allem folgende merkwürdige Geschichte beweist:

Am ersten Oktobertag des Jahres 1712 begab sich die sehr schöne 13jährige Tochter des Rats Herrn Miz am Schlüsselberg ins Kleinbasel. Unterwegs begegnete ihr ein altes Weiblein, und als das Mädchen wieder nach Hause kam, zogen sich seine Beine ganz plötzlich nach hinten und wurden von den Knien an derart zusammengezogen, daß das Mädchen volle sechs Jahre lang nur noch auf den Füßen sitzen konnte, ohne ein Bein strecken zu können. Vergebens liefen die unglücklichen Eltern zu allen ärztlichen Kapazitäten der Stadt, vergebens wurden alle erdenklichen Mittel angewandt; das Mädchen blieb lahm, und eine Hexe soll, in Gestalt jener Frau, die ihr begegnete, die Ursache des Unglücks gewesen sein. Als dann sechs Jahre später das Mädchen einmal in ihres Vaters Gartenhäuschen hinterm Spalentor saß, da soll sie gefühlt haben, wie sie plötzlich die Beine wieder strecken konnte, und sie stand — wenn auch nicht ohne Schmerzen und Schreie, wie der Chronist versichert — auf und konnte wieder gehen. Von diesem Tage an soll sie sehr fleißig in die Kirche gegangen sein . . . allerdings, wie berichtet wird, „mit Abmagerung an ihrem Leib und Verlierung ihrer schönen Farb.“

Von hier an wird es stille in den Mitteilungen über Uberglauben und Hexenwesen in Basel, was natürlich nicht ausschließt, daß in mancher Familie und in manchem Haus aber-

gläubische Ansichten heimlich weitergraffierten. Ab und zu flackern sie ja auch vorübergehend in der Öffentlichkeit wieder auf, wie das Beispiel unseres Basler Klopsgeistes vor einigen Jahren beweist, anlässlich dessen unter andern sogar in gewissen Presseorganen Meinungen auftauchten, die würdig gewesen wären, an die Seite der wildesten mittelalterlichen Anschauungen über Gespenster und Geister gestellt zu werden.

Länger als man gemeinhin glaubt, hat sich auch der Hexenglauben erhalten. In Zug erfolgten im Jahr 1737 in vier Monaten acht Hexenverbrennungen oder Hinrichtungen mit Schwert oder Strick. Im Jahre 1864 erschien in Frankreich ein Buch über den Teufel, seine Macht und sein Aussehen, verfaßt von Professor Delaporte, und der Tischklopfer und Geisterbeschwörer Duglas mußte in Rom anlässlich seines Übertritts zum Katholizismus eidlich und schriftlich versichern, daß er seine Seele nicht dem Teufel verkauft habe. Im Jahre 1868 wurden zu Altkirch verschiedene Leute des Verbrechens der Hexerei beschuldigt, und in Illfurt erklärte man zwei nervenfranke Kinder für besessen und wurde eine unbescholtene Frau als Urheberin dieser Besessenheit angeklagt. In diesem Zusammenhang dürfte es auch interessieren, daß noch im Jahre 1892 das Dresdener Landgericht sich mit einem umfangreichen Hexenprozeß zu beschäftigen hatte, der sich unter zwei Männern, einem Bergarbeiter und einem Schuhmacher, abspielte und bei dem der Kläger dem andern vorhielt, daß er sich der Verheerung von Hühnern und Rühnen, die in das Eigentum des Klägers gehörten, schuldig gemacht habe. — Auch die äußerlichen Zeichen der Hexenverfolgungen in Basel sind heute so gut wie verschwunden, aber noch zur Zeit, als die Befestigungstürme der Stadt standen, und diese Zeit ist noch nicht lange vorbei — konnte man den sogenannten Hexenkäfig sehen, in welchen sogar noch auf Grund eines Gesetzes aus dem 18. Jahrhundert Frauen, die sich des Ehebruchs schuldig gemacht hatten, bei Wasser und Brot über ihr Vergehen nachdenken mußten.